



## **Antrag und Bericht**

**des Kirchenrates an die Kirchensynode  
betreffend**

**Kirche in neuen Stadtquartieren  
und Agglomerationen**

(Postulat Nr. 405 von Peter Ritschard, Zürich-Oerlikon)

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. Antrag	2
II. Bericht	2
1. Postulat	2
2. Zwei Entscheidungsgrundlagen	4
3. Vernetzte Raumplanung	10
4. Landeskirchliche Prioritäten	11
5. Kirchengemeindliche Massnahmen	14
6. Fazit	16

## I. Antrag

1. Vom Bericht des Kirchenrates betreffend das Postulat Kirche in neuen Stadtquartieren und Agglomerationen wird zustimmend Kenntnis genommen.
2. Das Postulat Nr. 405 wird abgeschrieben.

## II. Bericht

### 1. Postulat

Die Kirchensynode überwies am 20. September 2005 das Postulat von Peter Ritschard betreffend Kirche in neuen Stadtquartieren und Agglomerationen (Nr. 405). Es lud den Kirchenrat ein, «zu prüfen, wie auf die starke Veränderung von Stadtteilen und Quartieren infolge der Umwandlung von Industriegebieten in Wohn- und Geschäftszonen unter dem Aspekt Gemeindeaufbau reagiert werden kann».

#### *Kirche am Ort?*

In seiner Begründung schildert der Postulant die Stadtentwicklung in Zürich-Nord: Dieses Quartier weise auch im nachindustriellen Zeitalter eine *wichtige überregionale Infrastruktur* auf. In jüngster Vergangenheit entstand dort mit dem Bau tausender Wohnungen ein neues Aussenquartier. Ursprünglich habe man gehofft, dass mit den Zuzügerinnen und Zuzüger die *reformierte Bevölkerung* anwachsen würde. Doch es zeigte sich, dass auch viele Ortsan-

sässige in die neuen attraktiven Wohnungen zogen. Damit verlagerte sich der Schwerpunkt der Wohnbevölkerung immer mehr vom Ortszentrum hin zu den Randzonen. Dort steht aber kein Kirchengebäude. Es wurde nicht eingeplant, da die räumlichen Kapazitäten der anliegenden Kirchgemeinden nicht ausgelastet sind. Der traditionell in der Ortsmitte gelegene Standort der Oerliker Kirche sei inzwischen für viele Menschen in den neu entstandenen Quartieren zu abseitig gelegen. Die Kirche steht damit vor der Herausforderung, ihre Präsenz und Attraktivität für die Bevölkerung in den neuen Siedlungen neu zu markieren.

### *Kirche am Weg?*

Gegenwärtig wird der Bahnhof Zürich-Oerlikon weiter ausgebaut. Er bewältigt inzwischen die zweithöchste Pendlerfrequenz in der Schweiz. Hier bietet sich eine weitere Chance für die Kirche, Menschen dort zu erreichen, wo sie unterwegs sind. Vorbilder könnten die sogenannten *Kirchen am Weg* sein wie am Flughafen und im Hauptbahnhof.

### *Drei Fragen*

Genau besehen, führen die Begründung des Postulats und die Aussprache in der Kirchensynode gleich zu *drei* Fragestellungen:

- Welche Präsenz wollen die Reformierten in jüngst entstandenen *Wohnquartieren* zeigen, in die überwiegend Schweizer aus benachbarten alten Quartieren umgezogen sind, wo sie ein Kirchengebäude im Nahbereich hatten?
- Welche Präsenz wollen sie in einem mittelfristig gewachsenen *Stadtzentrum*, das mit Bauten wie Hallenstadion, Messe, Fernsehstudio sowie diversen Konzernsitzen bereits eine eigene, unabhängige und potentiell selbständige Urbanität aufweist?
- Welche Präsenz wollen sie an den *Verkehrsadern*, die einerseits grosse Pendlerströme bewältigen und andererseits Grossräume verbinden, von der historischen Altstadt bis zum internationalen Flughafen?

Nicht allein für Zürich-Nord, sondern auch für Winterthur, Uster oder Dietlikon geht es um die Frage, ob man *Im Dickicht der Städte* (Bertolt Brecht 1923) auch christlicher Symbolik begegnen kann oder ob hier wie anderswo in Europa die neue Stadt als *Stadt ohne Gott* (Harvey Cox 1965) erlebt wird.

Spätestens seit dem Berlin der Zwanzigerjahre gilt die Stadt wie das biblische Babylon als Sammelort von Unmoral, Wertezerfall und Gottlosigkeit.

Nicht allein für die Stadt gelten die nachfolgenden Erwägungen, sondern auch für das Land: Sehr viele Menschen arbeiten zwar in der Stadt, wohnen aber auf dem Land. Umgekehrt denken und verhalten sich viele Menschen urban, obwohl sie auf dem Land wohnen und dort auch arbeiten. Deshalb greift die Antwort tiefer und weiter, als die Frage gestellt ist: Wie verortet sich die Landeskirche? Welche Namen haben die sichtbaren kirchlichen Orte? Welchen Namen will sich die Landeskirche mit ihnen machen?

## **2. Zwei Entscheidungsgrundlagen**

Die *evangelisch-reformierte* Kirche versteht sich vom *Evangelium* her als *die nach dem göttlichen Wort reformierte Kirche*. Die Bibel gibt ihr Orientierung. Aus ihr vernimmt sie ihren Auftrag, insbesondere aus Leitmotiven, die sich durch den ganzen Kanon ziehen. So steht die Bibel in ihrem langen Werdegang unter dem Zeichen des *Immanuel*: Der Name bedeutet wörtlich *Mit-uns-Gott*. Übertragen enthält er das Bekenntnis: *Gott ist bei uns!*

### *Erfahrung und Zusage*

*Immanuel* ist einerseits eine *Aussage von Menschen*, die auf historische Erfahrungen im Leben und Glauben zurückblicken: Der Gott Israels war *mit* seinem Volk, ob es nomadisch die Weidegründe wechselte (Ps 23) oder sesshaft auf eigenem Boden wohnte (Jes 12,5–6). Auch dann war er *mit* ihm, wenn es in Auseinandersetzungen ging (Dtn 20,1) oder in Zeiten des Friedens lebte (Mi 3,11), wenn es sich in wirtschaftlicher Not im Ausland verdingte (Gen 46,3–4) oder unterwegs war zu neuen Ufern (Ex 17,7).

*Immanuel* ist andererseits aber auch eine *Zusage Gottes* (Jes 7,10–16): Nach der Erfahrung des Volks Israel (Jes 43,1–5) darf sie auch als mögliche Erfahrung des ganzen weltweiten Gottesvolks gelten (Mt 1,18–25). In Christus ist Gott jedem glaubenden Menschen nah (Lk 17,20–21), wo und wie auch immer er lebt, hier und weltweit. Auch als Bitte kann der Name gelesen werden: *Bleib bei uns, Gott!*

### *Sesshaft und unterwegs*

Der Symbolname *Immanuel* ist demnach zugleich menschliche Aussage des Glaubens und göttliche Zusage an Glaubende. Ihr Sinn liegt in der Spannung

von Sesshaftigkeit und Unterwegssein. Der Immanuel steht, modern gesagt, als Synthese über beiden Lebensweisen: über der These Stabilität und über der Antithese Mobilität. Er hält die Dialektik aufrecht und ermöglicht, sie auszuhalten.

Was soziologisch und historisch einst zwei Lebensformen waren, die einander ausschlossen, die nomadische und die sesshafte, verschmilzt bereits in der biblischen Überlieferung zur Erfahrung *desselben* Volks: Israel findet sich aus vielen nomadischen Herkünften zur gemeinsamen Sesshaftigkeit zusammen, verliert sich wieder in der Zerstreuung auf ferne Regionen, erfährt erneut eine sesshafte Staatenbildung, um wiederum in die unbehaute Fremde zu gehen. Dabei bleibt aber Gott *derselbe*: ein Gott der Unbehaustheit wie der Sesshaftigkeit, des Wohnens wie des Wanderns.

### *Stabile und mobile Kirche*

Der Symbolname *Immanuel* wurde theologisch zur Klammer, die auch zwei Lebensweisen von Kirche, die eigentlich entgegengesetzt sind, vereinigt: Auch die Kirche Jesu Christi besteht aus der Dialektik von Unterwegssein und Angekommensein, von Sesshaftigkeit und Unbehaustheit, von Aufbruch und Niederlassung. Mobilität und Stabilität bestimmen die Kirche seit ihren Anfängen.

*Stabilität* ist heute ihre gewohnte und sichtbare Erscheinungsform: Kirche zeigt sich in uralten Klosterbauten, in mächtigen Kathedralen, in Dorfkirchen, die älter sind als alle Häuser um sie herum. Bauliche Stabilität hat auch gedankliche und habituelle Stabilität erzeugt: Wir denken und handeln, wie wir es seit Generationen getan haben. Der Vorteil dieser Lebensweise liegt klar bei ihrer Verlässlichkeit: Stabilität hat langen Atem. Ihr Nachteil liegt ebenso klar bei ihrer Schwerfälligkeit: In einer Welt mit hoher Fluktuation kommt sie kaum vom Fleck.

*Mobilität* ist heute eine noch ungewohnte, aber geforderte Erscheinungsform von Kirche: Sie brachte ihr einst Verbreitung, und gedanklich war sie immer eine Quelle von Kreativität, weil nur neue Bedingungen auch neue Lösungen herausfordern. Der Vorteil dieser Lebensweise liegt klar bei ihrer Wendigkeit: Wer unbehaust überleben will, muss sich etwas einfallen lassen. Ihr Nachteil liegt ebenso klar bei ihrer Halbwertszeit: Mobilität hat kurzen Atem.

### *Haus und Zelt*

Was soziologisch und historisch einst zwei Lebensweisen waren, das Zelt der Einen und das Haus der Anderen, wurde bereits biblisch von *demselben* Volk erlebt. Nicht nur von der Symbolgrösse Israel, auch vom Gottesvolk des neuen Bunds: Die jungen Christengemeinden des Paulus mussten sich den Herausforderungen von Offenheit und Anpassung, Beweglichkeit und Systemschwere stellen. Differenzen zwischen Paulusbriefen und Pastoralbriefen spiegeln differente Lösungen. Stabile Gemeinden gab es und mobile. Seither sind alle kirchlichen Aufbrüche von dieser Spannung geprägt: Was hat eine Kirche hinter sich zu lassen, wenn sie wirklich Jesus Christus nachfolgen will? Wie viel geistliche Beweglichkeit bringt sie auf, um mit der Mobilität ihrer Zeit zu gehen? Woran kann sie festhalten, selbst wenn sie wirklich unterwegs ist? Wie kommt es zu einem Ausgleich zwischen beharrenden und aufbrechenden Kräften? Wie nimmt Kirche wahr, was sich um sie herum ändert? Wer lebt heute stabil, wer mobil? Wo ist heute das Zelt angezeigt, wo das Haus?

### *Prophetische Prioritäten*

Der Prophet Haggai liefert 520 vor Christus einen theologischen Denkanstoss für die Dialektik von Mobilität und Stabilität: Kleine Kontingente von Rückkehrern aus dem Exil sind eingetroffen. In Jerusalem stossen die Rückkehrer aus Babylon nun auf Nachfahren derer, die 587 nicht deportiert worden waren. Soziologisch handelt es sich um zwei verschiedene Gruppen, die nach wie vor in Spannung zueinander stehen: Die siegreichen Babylonier hatten die gesellschaftlichen Leitmilieus deportiert, um die staatliche Struktur Israels zu zerschlagen. Intellektuell und ökonomisch schwächere Gruppen hatten sie im Land gelassen.

Der Jerusalemer Tempel liegt noch in Trümmern. An einer Redensart entzündet sich der Zorn des Propheten (Hag 1,2b): «Es ist nicht an der Zeit zu kommen, nicht die Zeit, dass das Haus des Herrn aufgebaut werden müsste!» In diesem Satz der Zürcher Bibel steckt gemäss neuerer Forschung eine Losung aus fünf hebräischen Wörtern: *Keine Zeit, das Haus Gottes aufzubauen*. Die im Land verblieben sind, verwenden die Losung als Entschuldigung dafür, dass sie so lange nichts für den Tempel unternommen haben. Die ins Land zurückgekehrt sind, verwenden sie als Begründung dafür, dass sie zu-

erst für sich ein Dach über dem Kopf suchen wollen. Darin dass Gott warten solle, sind sich beide Gruppen einig.

Der Prophet argumentiert gegen die scheinbare Einigkeit und für eine geistliche Priorität: Solange Gott nicht die *Mitte* seiner Gemeinde einnimmt, sagt er, wird es allen nur dürftig gehen. Sobald er aber ihre Mitte bildet, werden alle seinen *Segen* spüren. Deshalb gilt es, ihm die gebührende Mitte einzuräumen, statt ängstlich am Bestehenden, so dürftig es ist, festzuhalten oder verzweifelt nach dem Ehemaligen, so zerstört es ist, zu suchen. Gott gehört in die Mitte seiner Gemeinde. Ein Gemeinwesen lebt vom Gemeinsinn. Nur wenn Eigensinn und Partikularinteressen sich ihm unterordnen können, haben alle Teil am Segen. Und der ist in der biblischen Tradition handfest: Er bedeutet Wachstum und Gedeihen.

### *Auftrag*

Der Auftrag besteht demnach auch heute darin, *Gott die Mitte, die ihm in der Gemeinschaft zusteht, auch einzuräumen*, denn erst dann kann er auch der Immanuel sein, der eine Erfahrung und eine Verheissung ist, eine Bitte und ein Dank.

Dieser Auftrag bedeutet allerdings nicht, der Sesshaftigkeit oder dem Unterwegssein den Vorrang zu geben, Mobilität und Stabilität gegeneinander auszuspielen, Haus oder Zelt zu favorisieren, Neubau oder Container auszuschliessen. Ein altes Gotteshaus in Ruinen kann aufgesucht und zum Ort einer Wallfahrt werden, und ein neues Gotteshaus im Quartier kann nicht angenommen werden und leer bleiben. Entscheidend ist die *Qualität* der Mitte.

Der prophetisch formulierte Auftrag der Kirche heisst, *für Gottes Mitte in seinem Volk besorgt zu sein*. Er bedeutet, unter sich wandelnden Bedingungen kreative Lösungen dafür zu entwickeln, dass der Immanuel Platz findet. *Immanuel* ist auch ein christliches Bekenntnis. Im Anschluss an Haggai würde die Losung heute positiv lauten: *Es ist an der Zeit, Gott in der Mitte zu haben*.

### *Verschiedene Orte*

Von der Theologie zur Soziologie: Was soziologisch und historisch einst zwei Lebensweisen waren, das *Zelt* der Einen und das *Haus* der Anderen, sind in der Urbanität der Postmoderne in der Regel zwei Bündel von Lebensfunktionen in *demselben* Menschenleben und in *demselben* Lebensraum: Die

Soziologie spricht von unterschiedlichen Funktionen, die an unterschiedliche Orte gebunden sind.

In der Stadt als demselben Lebensraum nimmt der Mensch das eine Funktionsbündel *zu Hause* wahr, an einem festen und gleichbleibenden Ort, an dem er *sesshaft* ist: die eigene Familie erleben, Kinder erziehen, eine Partnerschaft pflegen, nachbarliche Beziehungen eingehen, kleine Einkäufe tätigen, sich aushelfen, zur Ruhe kommen, Schlaf finden und sich erholen, vielleicht einen Balkon haben, eine Terrasse, ein wenig Garten mit Blumen und Kräutern, vielleicht ein Haustier. Sie werden auch *Residualfunktionen* genannt, diese Lebensvollzüge, die in der Regel im Quartier, man spricht auch vom *Wohnquartier*, gelebt werden.

Zum anderen Funktionsbündel gehören vor allem Arbeit und Freizeit: im Büro oder Geschäft Verantwortung tragen, Geld verdienen, Arbeitsbeziehungen pflegen, berufliche Netzwerke aufbauen, grosse und nachhaltige Käufe tätigen, Vergnügen haben, am Vereinsleben teilnehmen, in den Ausgang gehen, Kultur beziehen, sich Eskapismen erlauben, in Subkulturen abtauchen. Diese und ähnlich gelagerte Funktionen nimmt der Mensch in der Regel als moderner *Nomade* wahr, indem er *unterwegs* ist: Er probiert Angebote solange aus, bis er das für ihn richtige findet. Er sucht den Wühltisch und verlangt die Programmübersicht. Selbst wenn er fündig geworden ist, bleibt er stets auf Neues, Anderes und Ungewöhnliches aus. Nur auf Zeit wird er irgendwo zum Stammgast, längstens für einen Lebensabschnitt.

### *Ein Lebensraum*

Die moderne Stadt bietet also beides, Haus und Zelt. In den *Quartieren des Wohnens* ist der Mensch zu Hause: Das kann die renovierte Altstadt sein oder die neue Agglomeration, je nach Angebot und Möglichkeit. Aber in den *Zentren des Flanierens* ist er unterwegs: Das kann die Bannmeile der *Passeggiata* sein, die Reihe erlesener Einzelhandelsgeschäfte und Bars, die man in südländisch beeinflusster Manier rauf und runter geht. Das kann ein Konsumtempel im Aussenbezirk sein, die Versammlung einschlägiger Handelsfilialen im selben Geviert, das man wie eine amerikanische *Mall* mit prall gefüllten Einkaufstaschen verlässt. Bahnhofstrasse oder Sihlcity, Niederdorf oder Glattzentrum, das entscheiden Lebensstil und Einkommensverhältnisse. Die Stadt Zürich war über mehrere Jahre weltweit Nummer eins, was die Lebensqualität betrifft. Sie weist auch weltweit das höchste Lauftempo auf:



Nirgends sonst lebt man so gut und bewegt man sich so schnell wie in Zürich. Längst sind die Jahrzehnte der Stadtflucht vorbei. Der vorbildlich ausgebaute öffentliche Verkehr bringt Quartiere und Zentren in immer kürzeren Takten zusammen. Zürich ist ein attraktiver Magnet, und der Wohnungsmarkt ist seit zehn Jahren nahezu ausgetrocknet.

### *Kirche und Stadt*

Damit stellen sich zwei Kernfragen: Wie kann der kirchliche Auftrag in dieser städtischen Situation und angesichts der Lebensvollzüge dieser Menschen wahrgenommen werden? Wie kann Gott hier zur Mitte seiner Gemeinde werden? Wie kommen die Kirche zu ihrer Stadt und die Stadt zu ihrer Kirche? Wo im Dickicht der Stadt soll christliche Symbolik begegnen? Wie wird erkennbar, dass eine Stadt wie Zürich auch eine Stadt *mit* Gott ist?

Antworten darauf müssen erstens die drei Fragestellungen des Postulats, zweitens die aufgezeigten Linien des kirchlichen Auftrags und drittens die geschilderten soziologischen Verhaltensmuster berücksichtigen:

- *Theologisch* zwingend ist, dass Gott die Mitte seiner Gemeinde bildet. Das ist zuerst eine Frage von Nähe und Beziehung. Diese können ebenso gut in Zelten wie in Häusern gelebt werden. Sie sind theologisch das Erste. Ob sie in Stabilität oder Mobilität gelebt werden, ist in jedem Fall das Zweite. Beide brauchen aber Verortungen, symbolische und räumliche.
- *Soziologisch* ist nicht zwingend, die Bauplanung des 19. Jahrhunderts beizubehalten, wonach jedes neue Quartier auch seine Quartierkirche für alle Bewohner des Quartiers braucht: Ein städtisches Quartier ist kein ländliches Dorf. Gemäss Sinusmodell (vgl. Ziffer 4 nachstehend) ist eher zu erwarten, dass nur Angehörige der beiden konservativen Milieus und von zwei der drei Milieus des Mainstream auch ihre religiösen Vollzüge als Residualfunktionen verstehen. Nur bei vier von zehn Milieus kann also vermutet werden, dass sie gern einen Kirchenbau im Wohnquartier hätten. Die sechs anderen Milieus, in der Stadt insbesondere die gesellschaftlichen Leitmilieus und die Milieus der Avantgarde, erwarten zwar religiöse Angebote, bedienen sich ihrer aber nur bei Bedarf und dies auch nur dort, wo sie unterwegs sind, also entlang den Verkehrsadern und in neuen Stadtteilen mit Zentrumscharakter.

### 3. Vernetzte Raumplanung

*Raumplanung* ist das gemeinsame Stichwort, das die Entwicklung der modernen Stadt und den Aufbau der modernen Gemeinde verbindet. Hat schon die Politik Mühe, beim hohen Tempo der Entwicklung raumplanerisch Schritt zu halten, so erst recht die Kirche, die zusätzlich zur Wahrung ihrer traditionellen territorialen Stabilität erst einmal Modelle entwickeln muss, um mit der modernen, urbanen Mobilität angemessen umzugehen. Wie kann kirchliche Raumplanung aussehen?

#### *Partnerschaften*

Kirchliche Raumplanung verlangt zum einen nach *innerkirchlichen* Partnerschaften: beispielsweise zwischen städtischen Kirchgemeinden und Stadtverbänden, zwischen Stadtgemeinden und Landgemeinden, zwischen der Landeskirche und ihren Bezirken.

Abgestimmte Raumplanung verlangt zum andern nach *öffentlichen* Partnerschaften: beispielsweise zwischen landeskirchlichen und kantonalen Organen, was Informationen und Instrumente betrifft; zwischen Stadtverbänden und Wirtschaftskreisen, was Standorte an den Verkehrsadern und in neuen Zentren betrifft; zwischen Kirchgemeinden und Quartiervereinen, was die Kommunikation und Gestaltung in neuen Wohnquartieren betrifft.

Subsidiarität und Komplementarität sind die Kriterien partnerschaftlicher Raumplanung: Wer macht was am besten und damit modellhaft auch für andere? Wie entsteht ein Netz aus kirchlicher Nähe, das allen Lebensstilgruppen gerecht wird?

#### *Instrumente*

Die *Stadt Zürich* verfügt bereits über geeignete Instrumente, mit deren Hilfe Kirchgemeinden in den Quartieren ebenso wie der Stadtverband im Ganzen so etwas wie eine koordinierte kirchliche Raumplanung entwickeln können:

- Amt für Statistik der Stadt Zürich (Hrsg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich; letztmals Zürich 2008 (ISBN 978-3-9522932-8-7); Bezug im Buchhandel: ein präzises Profil des Zürcher Stadtlebens, ein reich illustriertes Nachschlagewerk.
- Stadt Zürich, Präsidialdepartement, Statistik Stadt Zürich (Hrsg.), Quartierspiegel 1–34; erschienen Mai 2006 bis September 2008; Bezug bei Raiffeisenbank Zürich: lesbar aufbereitete Indikatoren.

- Stadt Zürich, Präsidialdepartement, Statistik Stadt Zürich (Hrsg.), Zürich in Zahlen; erscheint jährlich im Juni; Bezug bei der Zürcher Kantonalbank: aktuelles Zahlenmaterial.

Ein Beispiel für den Einsatz dieser und weiterer Instrumente: Bei der Grossüberbauung *Mattenhof* mit etwa 420 Wohneinheiten wird einerseits für einen sogenannten *Mietermix* geplant, d.h. für Familien *und* Paare, für Alleinerziehende *und* Singles, dabei stets *auch* für Alterswohngruppen. Und andererseits wird ein *Zusatzangebot Infrastruktur* erhoben, teils mit Umfragen, das unter anderem auch *Gemeinschaftslokale* oder *multifunktionale Räume* vorsieht. Neben den privaten Räumen denkt man demnach auch an öffentliche Räume, die partnerschaftlich genutzt werden.

### *Reformprojekt*

Der *Verband der stadtzürcherischen evangelisch-reformierten Kirchgemeinden* hat eine *Reformkommission* eingesetzt, die ein Papier zur *Reform 2009–2016* vorgelegt hat. Von den sechs vorgesehenen Teilprojekten, die alle mit der Fragestellung des Postulats zu tun haben, berühren insbesondere das Teilprojekt 1 mit der Frage der *Liegenschaften*, das Teilprojekt 4 mit der Frage *gesamtstädtischer Angebote* und das Teilprojekt 6 mit dem Modell *Stadtkirche 2020* die Fragestellung des Postulats. Aus der Diskussion ergeben sich markante Eckwerte:

Ziel der Reform sind *gemeindeeigene und quaternahe Profile*: Dezentrale und zentrale Angebote sollen *Nähe* und *Qualität* bieten. Dafür sollen die *Ressourcen* flexibler und nach sorgfältiger Klärung aller *Schnittstellen* eingesetzt werden.

Als Massnahmen sind gedacht: ein *Inventar aller Liegenschaften* im Blick auf Konzepte zur Nutzung oder Umnutzung, zum Tausch oder Verkauf; eine Auswertung aller *gesamtstädtischen Angebote* und Standorte im Blick auf Nutzen, Kosten und Synergien; die Schaffung einer kirchlichen Stadtkarte im Blick auf eine *künftige Gebietsaufteilung*; die Errichtung einer *Plattform Stadtkirche Zürich 2020* im Blick auf Lösungen, die auch von den Erfahrungen anderer Grossstädte profitieren.

## **4. Landeskirchliche Prioritäten**

Die Kirchenordnung der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich vom 17. März 2009 (KO) hat vier kirchliche Handlungsfelder

festgelegt, mit denen die Aktivitätenplanung der Landeskirche und der Kirchgemeinden vergleichbar und der Umgang mit Ressourcen öffentlich ausweisbar wird. Auf diese Weise kann die Landeskirche in allen Teilen ihrem festgeschriebenen Auftrag nachkommen, *den Menschen nah* zu sein und sie *in ihrer Vielfalt* anzusprechen (Art. 5 KO). Dafür braucht es neben den genannten Hilfen der Stadt auch kircheneigene Planungsinstrumente.

### *Sinusstudie*

Das Sinusmodell geht auch für die Schweiz von zehn habituell und mental unterschiedlichen Lebensstilgruppen aus. Die jährlich durch Statistiken und Interviews aktualisierten Steckbriefe dieser sogenannten *Sinusmilieus* bilden heute schon vielerorts eine wesentliche Entscheidungsbasis, beispielsweise für die Programmverantwortlichen des Schweizer Fernsehens. Für die kirchliche Raumplanung könnten diese Steckbriefe anzeigen, in welchen Quartieren welche Milieus überwiegend zu Hause sind, was die Gruppen jeweils von ihrer Kirche erwarten, wo sie sich Antworten auf ihre religiösen Fragen holen und welches Raumverhalten ihnen eigen und damit für kirchliche Rauminvestitionen leitend ist.

In der Schweiz haben die reformierten Kirchgemeinden von Küsnacht und Thun sowie die katholischen Pfarreien der Stadt Luzern Sinusstudien machen lassen. Für Küsnacht weist sie beispielsweise einen sehr hohen Anteil von Angehörigen aus einem der drei gesellschaftlichen Leitmilieus aus. Die Studie stellt den Verantwortlichen die Frage, was diese Gruppe von *ihrer Kirche* hat, und löst entsprechende Suchprozesse aus.

Die Gesamtkirchlichen Dienste organisieren derzeit Schritte zur Abklärung, ob sich eine kirchliche Sinusstudie für den Kanton Zürich lohnen würde. Der Kirchenrat wird 2010 entscheiden, ob er eine Sinusstudie mit speziellen Fragestellungen im Blick auf eine kirchliche Raumplanung in Auftrag geben wird. Sie würde weitere Instrumente für die Raumplanung bieten.

### *Zentrum für Kirchenentwicklung*

Im Fach Praktische Theologie der Theologischen Fakultät der Universität Zürich nimmt zurzeit die Absicht konkrete Gestalt an, im Gebiet Gemeindeaufbau und Kirchenentwicklung ein Kompetenzzentrum zu schaffen. Auf der Basis von Forschung und Lehre soll es einerseits akademische Akteure grossräumig so vernetzen, dass ein europäisches Netzwerk entsteht und

reichhaltig Erfahrungen auswertbar und nutzbar werden. Andererseits soll das Zentrum kleinräumig kirchliche Akteure so einbinden, dass die bereits bestehenden Beratungsangebote fachlich unterstützt werden können.

### *Kirchenraum*

In den Legislaturzielen 2008–2012 des Kirchenrats ist im Handlungsfeld Gemeindeaufbau und Leitung als *Massnahme* das *Erstellen eines Inventars kirchlicher Liegenschaften* vorgesehen (Legislaturziel 10.3): Über das angestrebte kantonale Verzeichnis hinaus zeichnet sich ein Projekt ab, das unter Berücksichtigung der künftigen Ressourcen koordinierte und optimierte Nutzungen vorhandener Räume vorsieht. Dabei sollen die Kriterien Quartier, Haus und Festnetz bzw. Stadt, Zelt und Mobilnetz eine bedeutende Rolle spielen.

### *Kirchencontainer*

Die soziologische Zusammensetzung neuer Wohnquartiere, das urbane Zusammenspiel in neuen Stadtzentren und die Nutzung kirchlicher Präsenz an den Verkehrsadern sind schwer vorhersehbar. Wohl gibt es Erfahrungswerte im Flughafenpfarramt und bei der Bahnhofskirche, ebenso in der Sihlcity. Aber es gibt auch Quartierplanungen mit nachher völlig unerwarteten Nutzungen. Zwischen der Stabilität eines eigenen Kirchenbaus und der Mobilität der modernen Fluktuation gibt es das Provisorium.

Zu denken wäre an einen Kirchencontainer: Sein Design ist modern, funktional und einladend. Er setzt kirchliche Symbolik und markiert kirchliche Präsenz. Er ist für einen Hort, als Raum der Stille oder zu anderen Zwecken nutzbar. In einem neuen Wohnquartier oder an einer Verkehrsader steht er solange, bis über den Bedarf nach kirchlicher Nähe Klarheit besteht und sich eine angemessene und dauerhafte Lösung abzeichnet. Er kann kurzfristig abtransportiert und umplatziert werden. Er ist Teil einer koordinierten Raumplanung. Im angelsächsischen Raum würde er augenzwinkernd *Churchbox* oder *God's Box* heissen.

### *Kinderhort*

Deutsche Landeskirchen können auf eine alte Tradition kirchlich geführter Kindertagesstätten und Kindergärten zurückblicken. Reformierte Kirchen im angelsächsischen Raum kennen sie auf ihre Art auch. In der Schweiz fehlt

die Tradition weitgehend. Damit fehlt aber auch die kirchliche Nutzung eines natürlicherweise gegebenen Kontakts: Neuzuzüger und Alteingesessene, auch die Erstbesiedler eines neuen Quartiers, lernen sich dann kennen, wenn sie Kinder haben und ihre Elternpflichten sie zu denselben Orten führen.

Die neue Kirchenordnung hebt die besondere Bedeutung der Familie hervor: «Die Landeskirche tritt ein für die Familie, für eine kinderfreundliche Gesellschaft und für das Miteinander der Generationen» (Art. 6 KO). Deshalb regt der Kirchenrat an, bei der Nutzung vorhandener Gemeindezentren und bei der Anmietung von Liegenschaften in neuen Quartieren zu erwägen, ob ein Kinderhort oder Kindergarten in kirchlicher Trägerschaft eine willkommene Dienstleistung der Kirchgemeinde im neuen Wohnquartier sein könnte. Das Beispiel der Kirchgemeinde Winterthur Wülflingen ist dafür modellhaft und wegweisend (vgl. Ziffer 5 nachstehend).

## **5. Kirchgemeindliche Massnahmen**

Einige Kirchgemeinden sind vom Siedlungsbau besonders betroffen. Ein Ende des Baubooms ist derzeit nicht abzusehen. Stellvertretend für diese Entwicklungen, über die in der Zürcher Landeskirche bereits nachgedacht wird, seien fünf städtische Gemeindeprojekte genannt.

### *Oberwinterthur*

*Stadtteil Hegi:* Von 1'200 Einwohnern im Jahr 2000 ist Hegi auf ca. 8'000 Einwohner im Jahr 2009 angewachsen. Statt 10% des Stadtkreises Oberwinterthur sind dies nun bereits 25%. Bis 2015 ist mit 50% zu rechnen. Im genannten Zeitraum konnte der Mitgliederbestand der Kirchgemeinde zwar gehalten werden, aber er wuchs nicht an, weil der günstige neue Wohnungsbestand vor allem von Ausländern genutzt wird. Dennoch ergab eine Umfrage, dass eine gewisse Präsenz der Kirche erwartet wird. Dies führte 2005 zur Eröffnung eines kleinen Zentrums in einer angemieteten Wohnung.

Derzeit ist ein vergrössertes Projekt in Planung, wobei die Standortsuche für multifunktionale Räume und der Aufbau von Beziehungsarbeit im Vordergrund stehen.

### *Winterthur Mattenbach*

*Ökumenischer Besuchsdienst:* Die Kirchgemeinde Winterthur Mattenbach bildete gemeinsam mit der katholischen Pfarrei freiwillige Teams. Diese be-

suchen paarweise die Bewohnerinnen und Bewohner in den drei Neuüberbauungen ihres Quartiers. Die Kirchgemeinde erstellte ein attraktives Begrüssungsschreiben und liess Tirggel mit dem Quartierwappen backen. Im Folgejahr nimmt sie erneut Kontakt auf. Flyer, mit denen sie gezielt auf saisonale Veranstaltungen hinweist, tragen ein wiedererkennbares Signet.

### *Winterthur Wülflingen*

*Neubauquartier Wässerwiesen:* 400 Wohnungen für über 1'000 Einwohner sind entstanden, erschwinglich für ein mittleres Einkommenssegment. Im Rahmen ihrer Quartierplanung hat die Stadt Räume freigehalten für Hort, Kindergarten und Schule. An die reformierte Kirchgemeinde ist sie gelangt mit der Frage, ob sie die Trägerschaft und Verantwortung für den Hort übernehmen wolle. Die Kirchgemeinde ging darauf ein und gründete einen Verein, deren Präsidentin eine Pfarrerin ist und dessen operative Verantwortung bei einem Diakonischen Mitarbeiter liegt. Die Ressourcenlage ist in Partnerschaft zwischen Stadt und Kirchgemeinde gut, die 33 subventionierten Plätze, 15 in der Krippe und 18 im Hort, sind besetzt.

Öffentliche Partnerschaft bringt eine win-win-Situation: Die Stadt gibt eine Aufgabe ab, und die Kirche gewinnt Präsenz im neuen Quartier. Die Stadt gibt finanzielle, die Kirche personelle Ressourcen. Die Stadt schenkt Vertrauen, die Kirche fördert das Zusammenleben der neuen Nachbarn.

### *Zürich Höngg*

*Quartierraum Rütihof:* Es handelt sich um ein älteres Mietobjekt der Kirchgemeinde mit Spielraum, Kochgelegenheit und Cheminée (seit 1994). Heute finden dort der *Kiki-Träff* mit anschliessendem *Eltern-Kafi*, Lektionen im Rahmen des Religionspädagogischen Gesamtkonzepts rpg und Anlässe der Erwachsenenbildung statt. Auch wird der Rütihof günstig für private Anlässe und externe Kurse vermietet. Der Quartierraum liegt mitten im ehemaligen Weiler Rütihof, der zu einem Quartier mit heute rund 4'000 Einwohnern angewachsen ist. Das sind mittlerweile 20% der Einwohnerschaft im Stadtkreis 10. Das Quartier wird überwiegend von Familien bewohnt.

2002 zog die Stadt mit der *Quartierschüür* als Treffpunkt nach. Weil Projekte eines gottesdienstlich nutzbaren Kirchenraums gescheitert sind, finden gelegentliche Familiengottesdienste im Quartiertreffpunkt statt.

## *Zürich Oerlikon*

*Diakonie:* Die Kirchgemeinde hat eine ihrer beiden diakonischen Stellen mit einer Priorität versehen. Sie setzt einen Schwerpunkt, um Begegnungen im Neubaugebiet zu fördern. Zudem teilt sie sich mit der *Gemeinwesenarbeit Zürich Nord* und dem *Tezet Quartierzentrum Oerlikon* die Trägerschaft für das Projekt *Quartierwerkstatt Wohnen und Leben in Neu Oerlikon*. Im Rahmen dieser partizipativen Gemeinwesenentwicklung ist die Kirchgemeinde Zürich Oerlikon an der Quartierentwicklungswerkstatt beteiligt. Das Schulhaus im Birch stellt seine Räumlichkeiten im Rahmen der Quartierintegration zu günstigen Bedingungen zur Verfügung.

Auch neue Medien kommen zum Einsatz: Im Facebook, einem sozialen Netzwerk im Internet, wurde eine Gruppe Neu Oerlikon eingerichtet. Sie steht unter dem Motto: *In Neu Oerlikon ist alles neu, so auch die Bewohner. Lernen wir uns mal virtuell kennen oder so*. Daran können sich gerade die aktiven Mitglieder der Kirchgemeinde beteiligen. Dieses Projekt belebt bis anhin den Park in Neu Oerlikon, in dem ein Spielplatz eingerichtet wurde und Feste veranstaltet werden. Die Kirchgemeinde mietet zudem mit anderen Gruppen einen Raum an, in dem zusammen mit der benachbarten Kirchgemeinde ein gemeinsames Eltern-Kind-Singen stattfinden soll.

Die letztgenannte Gemeinde ist also nicht nur diejenige, aus der das vorliegende Postulat stammt, sondern sie gehört auch zu denjenigen, die sich neuen Herausforderungen bereits aktiv stellen. Ideen sind gefragt.

## **6. Fazit**

Nirgendwo ist der gesellschaftliche Wandel besser ablesbar als an der jüngeren Geschichte der Stadt. Jede Generation erlebt die Stadt anders und lebt anders in ihr. Das Tempo der Entwicklung hat sich seit 100 Jahren enorm beschleunigt. An drei literarischen Werken kann dies stellvertretend illustriert werden.

### *Stadtbilder*

Für Bertolt Brechts Stück *Im Dickicht der Städte* waren Berlin und Chicago massgebend (1923): Damals vermutete man noch, in der rastlosen und unüberblickbaren Urbanität der Moderne würden Religion und Moral auf der Strecke bleiben, die Kirchen leer stehen und Gott sterben. Die Stadt erschien als Kampfplatz der damaligen gesellschaftlichen Klassen.



Der amerikanische Theologe Harvey Cox hat rund 40 Jahre später mit seinem markanten Sachbuch *Stadt ohne Gott* zu prophetischem Widerstand und prophetischer Phantasie aufgefordert (1965): Gott sei ausserhalb kirchlicher Gemäuer ebenso präsent wie in herkömmlichen Räumen. Nicht er, sondern seine Christinnen und Christen müssten sich ins Freie wagen und neue Räume entdecken und entwickeln. Es gelte, Erwachsene auf Gott anzusprechen: auf der Strasse und ohne religiöse Bevormundung. Die Stadt erschien als Ort der Säkularisierung.

Wieder rund 40 Jahre später beschreibt E. L. Doctorow in einem unübersichtlichen und vielschichtigen Roman das Dickicht von New York (2000): Doch nun sind die Menschen in der Regel religiös, konventionelle Zweifler und unkonventionelle Gottsucher, Nachfolger eines vielgesichtigen Christus der Städte. Die Stadt ist voll mit religiöser Symbolik, darunter auch christliche. Sie ist ein Dschungel aus Zweifel und Sinn, trotzdem heisst der Roman *City of God*. Dies spielt an auf *civitas Dei*, den lateinischen Titel einer Schrift des Kirchenvaters Augustin. Die Stadt erscheint nun als möglicher Ort für das Reich Gottes.

### *Drei Antworten*

Kirchliche Orte braucht es, aber sie werden vielgestaltiger. Erkennbare Präsenz braucht es, aber es muss geklärt werden, wie und wo sie erkennbar sein soll. Einprägsame Namen müssen die Orte kirchlicher Präsenz haben, aber neben den traditionellen wird es neue Namen geben. War es früher eindeutig ein Kirchengebäude, das den kirchlichen Ort markierte, so muss kirchliche Raumplanung heute flexibel sein und auf viele Varianten der Verortung setzen.

In neu entstandenen *Wohnquartieren* stellt sich zunächst die Frage, wer dort wohnt und ob er dort, wo er wohnt, auch seine religiöse Nahrung sucht: Im Fall junger Familien sind die Anmietung von Räumen oder der Kirchencontainer für eine Versuchsphase angezeigt. War der Versuch erfolgreich, stellt sich die Frage einer unbefristeten Lösung: Genügen diese Räume? Ist ein Zentrum in gemischter Trägerschaft sinnvoll? Bei zusammenwachsenden Wohnflächen muss es selbstverständlich werden, dass ein nahe gelegenes Kirchengebäude auch dann zum Ort des neuen Wohnquartiers wird, wenn es auf dem Boden einer anderen Kirchgemeinde steht.

In neu entstandenen *Stadtzentren* stellt sich zunächst die Frage der Anpassung an die neuen Verhältnisse: Wie können bereits bestehende kirchliche Räume im Blick auf die urbane Dynamik umgenutzt oder umgestaltet werden? Die Kirche kann sich an öffentlichen Trägerschaften beteiligen. Denkbar sind Räume in öffentlicher Bausubstanz. Vorstellbar sind auch Kapellen oder Räume der Stille in ökumenischer Trägerschaft. Sinnvoll wären auch Informationsangebote, die Auskunft geben über kirchliche Orte und Dienste. An den *Verkehrsadern* stellt sich zunächst die Frage, wie lange der Aufenthalt an einem Knotenpunkt ist: Eine kirchliche Passantenstelle ist angezeigt, wenn es zu längeren Wartezeiten kommt, sei es eine christliche Kapelle oder ein interreligiöser Raum der Stille. Im Hauptbahnhof und am Flughafen ist dies bereits realisiert. Solche Orte können mit der Möglichkeit der Aussprache und der Beratung verbunden werden. Auch die Gelegenheit, sich über den Eintritt zu orientieren oder sich Informationen über kirchliche Angebote zu holen, ist an solchen Knotenpunkten sinnvoll. Viele Bahnhöfe, grosse *und* kleine, sind Aufenthaltsorte von Jugendlichen und damit eine Herausforderung an die Diakonie, dort Jugendarbeit und Integrationsarbeit anzubieten, möglicherweise im Kirchencontainer.

### *Haus und Zelt*

Die Möglichkeiten kirchlicher Verortung haben sich vervielfältigt: Da gibt es die denkmalgeschützten historischen *Kirchengebäude*, die kaum mehr ein Quartier versammeln, sondern zu modernen Wallfahrtsorten für bestimmte Qualitäten von Nähe und Beziehung geworden sind, sei es durch die Ausstrahlung ihrer Architektur und Kunst, sei es durch den besonderen Stil der Predigt oder der Musik. Da gibt es die *Kirchgemeindezentren* des 20. Jahrhunderts, die sich zu Kompetenzzentren für besondere kirchliche Dienstleistungen mausern könnten, beispielsweise im Bereich Eltern und Kinder. Da gibt es die vielen *Räume der Stille*, die innerhalb von Dienstleistungszentren anderer Trägerschaften möglich sind, beispielsweise in Spitälern und wieso nicht auch in Fussballstadien oder auf Messegeländen. Da gibt es die bekannten *Kapellen* an den pulsierenden Verkehrsadern, wieso nicht auch an grossen Bahnhöfen und auf frequentierten Autobahnraststätten. Da gibt es *angemietete Räume* in neuen Quartieren, bald vielleicht auch die transportable *Churchbox*.

In allem aber, was es gibt, stecken die Bemühungen der Landeskirche und ihrer Kirchgemeinden, Kirche sichtbar zu machen. Alle diese Orte sind bereits Verwirklichungen des Postulats.

Die Landeskirche stellt sich aber auch der Herausforderung, dass das, was in anderen Institutionen *Mitgliederpflege* genannt wird, heute zumindest im urbanen Umfeld über den funktionalen und an bisherigen Gebäuden orientierten Kernbereich hinausgehen muss: Die Bindung von Mitgliedern an die Kirche ist gerade an solchen neuen Orten stark von sozialen und medialen Kontakten mit positiver Wirkung geprägt. Kirche muss gut gestaltete Orte haben, von denen eine überzeugende Ausstrahlung ausgeht.

### *Unterstützung*

Kirchgemeinden haben vielfältige Möglichkeiten, neue Siedlungsgebiete mitzugestalten. Die *Fachstelle Gemeindeaufbau* bietet ihnen Unterstützung an. Sie vermittelt Kontakte zu Stadtverbänden und Bezirkskirchenpflegen, zu diakonischen Werken und sozialem Wohnungsbau, zu Stadtentwicklungen und kantonaler Raumplanung. Bei Bedarf begleitet sie eine Kirchgemeinde auch langfristig und klärt die Möglichkeit einer Anschubfinanzierung im diakonischen Bereich ab.

Periodisch finden *Impuls-Tagungen* statt, an denen Fachleute aus der Gemeinwesenarbeit, dem Wohnungsbau und Verantwortliche von interessierten Kirchgemeinden teilnehmen. Im Zusammenhang mit einer solchen Tagung im November 2008 entstand die Broschüre *Ideenkiste bei Neuüberbauungen* (vgl. [www.zh.ref.ch](http://www.zh.ref.ch)).

Die *Fachstelle Freiwilligenarbeit* unterstützt Kirchgemeinden beim Aufbau von Besuchsdiensten, generell für Besuche bei Neuzuzügern, auf Anfrage aber auch für spezielle Besuche.

### *Gestern und morgen*

Eine Kirche, die ihre Orientierung aus der Bibel bezieht, ist mit Modellen der Stabilität wie der Mobilität gut ausgerüstet und bleibt zugleich davor bewahrt, das eine gegen das andere auszuspielen. Eine Kirche, die das Evangelium verkündet, stellt zunächst Gott und sein Wort in ihre Mitte, unabhängig von der Art ihrer Bausubstanz: im bewährten Kirchenbau, im geteilten Quartierzentrum, im Raum der Stille, im mobilen Kirchencontainer. Eine Landeskirche, die gute Beziehungen zu den Institutionen der Stadt pflegt, nutzt alle

**Kirchenrat des Kantons Zürich**

Blaufahnenstrasse 10

8001 Zürich

Telefon 044 258 91 11

Fax 044 258 91 22

[www.zh.ref.ch](http://www.zh.ref.ch)

Möglichkeiten für eine gemeinsame Raumplanung, die sich an Lebensstilgruppen und deren Verhalten orientiert. Der *Immanuel* soll zur Mitte finden: in neuen Wohnquartieren, in entstehenden urbanen Zentren und an den grossen Verkehrsadern.

Zürich, 16. September 2009

Kirchenrat des Kantons Zürich

Ruedi Reich

Alfred Frühauf

Kirchenratspräsident

Kirchenratsschreiber